

Erich Preiser

29. 8. 1900 – 16. 8. 1967

Zwei Wochen vor Vollendung seines 67. Lebensjahres ist Erich Preiser, der seit 1959 als ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angehörte, verstorben. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Vertreter seiner Wissenschaft – der Nationalökonomie – früher als seine Freunde hofften von ihnen gegangen.

Doch wäre sein Interessenbereich viel zu eng abgegrenzt, wenn man ihn lediglich als Vertreter des Faches Nationalökonomie bezeichnen wollte. Sein Lehrstuhl an der Münchener Universität trug denn auch auf seinen Wunsch hin die viel umfassendere Bezeichnung „für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“. Soziale und sozialpolitische Fragestellungen waren für ihn von mehr als bloß peripherer Bedeutung. Und sein Studium begann er zunächst mit dem Bereiche der Geschichte – der er sich sein Leben lang verbunden fühlte und von der er umfassende Kenntnisse besaß – und der klassischen Philologie, um dann erst nachfolgend sich den Wirtschaftswissenschaften zuzuwenden. Offenbar waren hier die Einflüsse des Elternhauses wirksam geworden. Von seinem Vater, einem bekannten Altphilologen, hatte er die Freude an den Sprachen und der Kultur der Antike übernommen und war in seiner geistigen Grundhaltung ein Humanist in jenem vollkommenen Sinne des Wortes, der heute zur Seltenheit geworden ist. So hatte es seinen hohen Sinn, wenn ihm die Stadt Pforzheim am 29. April 1967, also wenige Monate vor seinem Tode, den Reuchlin-Preis verlieh, – die letzte große Freude, die ihm bereitet wurde. Ein ausgeprägtes Sprachgefühl, eine straffe Zucht nicht nur in der Gedankenführung sondern auch in dem sprachlichen Ausdruck war ihm eine Selbstverständlichkeit, die er auch von seinen zahlreichen Schülern forderte und die er ihnen in dem ge-

sprochenen und geschriebenen Wort vorlebte. So war er denn auch ein akademischer Lehrer, wie es wenige gab. Seine Vorlesungen gehörten zu den Höhepunkten im Werdegang zahlreicher Studentengenerationen, nicht nur dank ihres hohen wissenschaftlichen Niveaus, sondern auch dank seiner charmanten, geistvollen, zuweilen ironischen Formulierungen. Aber wohl nur wenigen Hörern ist wirklich voll aufgegangen, wieviel Selbstzucht, welches Ringen nicht nur um die Bewältigung des Stoffes, sondern auch um die Ausdrucksform hinter den Sätzen, die sich so elegant-geschliffen dem Hörer oder auch Leser darboten, standen.

In seinen Seminaren forderte er von den Teilnehmern ein hohes Maß an geistiger, verstandesmäßiger Disziplin, ohne aber auf der anderen Seite seine Schüler nach seinem eigenen Bilde formen zu wollen. Geistige Selbständigkeit zu fördern und in Zucht und unbestechlicher Erkenntnisliebe zu entfalten, erschien ihm als die entscheidende Aufgabe des Professors, des akademischen Lehrers. So trifft eigentlich auch auf ihn zu, was er selbst einmal rückblickend in seiner Würdigung seines von ihm hochverehrten akademischen Lehrers, Franz Oppenheimer, gesagt hatte: „Es gab und es gibt keine Oppenheimer-Schule, aber es gab die Schulung des Denkens bei ihm und durch ihn“. Das gilt für seinen Schüler Erich Preiser in der gleichen Weise.

Der akademische Werdegang Preisers verlief nicht so glatt, wie man es bei seinen hohen Gaben hätte erwarten können. Die von ihm geplante Habilitation in Frankfurt zerschlug sich, als sein Habilitationsvater Franz Oppenheimer 1929 nach Berlin ging. Erich Preiser wandte sich darauf nach Tübingen und fand in Wilhelm Rieger einen verständnisvollen Mentor. Bei ihm habilitierte er sich 1930 für das Fach der Privatwirtschaftslehre (wie man die Betriebswirtschaftslehre damals zumeist nannte), um dann drei Jahre später eine Ausweitung seiner venia auf das Gebiet der Volkswirtschaftslehre zu erreichen. Sein Lebensweg führte ihn – wenn man von vorübergehenden Vertretungen an der Technischen Hochschule Stuttgart und der Hochschule für Welt-handel Wien absieht, über Rostock und Jena im Sommersemester 1947 nach Heidelberg, wo er den Lehrstuhl von Alfred Weber übernahm und neben seinen ausgedehnten Lehrverpflichtungen eine bedrängende Fülle von Organisations- und Verwaltungsauf-

gaben zu bewältigen hatte, – wie wohl die meisten derjenigen Hochschullehrer, die nach dem Zusammenbruch den Neuaufbau der deutschen Universitäten und Hochschulen zu bewältigen hatten. Nach der Ablehnung von Rufen nach Frankfurt/M., Freiburg i. Br. und Tübingen nahm er dann zum 1. April 1956 einen Ruf nach München an, wohl wissend, daß damit angesichts des hinter der Entwicklung der Studentenzahlen zurückbleibenden Ausbaues der Staatswirtschaftlichen Fakultät erhöhte Belastungen auf ihn zukamen, nicht zuletzt durch die hohe Zahl der anfallenden Prüfungen, die er – wie alles was er tat – gewissenhaft und doch mit einem väterlichen Wohlwollen und Verständnis für die psychologische Situation der Kandidaten abnahm, die ihm aber gerade deswegen besonders viel an Kraft abforderten.

So blieb weniger an Zeit für die eigenen Forschungen übrig, als er sich das selbst gewünscht hätte. Und doch bleibt es bewundernswert, was er geschaffen hat, auch wenn es ihm nicht vergönnt war, das geplante zusammenfassende Werk zu schreiben.

Es sind mehrere gewichtige Bereiche, denen er sich im besonderen zuwandte.

Zunächst wäre darauf hinzuweisen, daß er alles daran setzte, den Anschluß der deutschen Volkswirtschaftslehre an den internationalen Standard, wie er nicht zuletzt durch und seit J. M. Keynes gesetzt war, herbeizuführen. Den jungen Volkswirten eine Wirtschafts-Theorie zu vermitteln, die generelle Gültigkeit über diese oder jene Schulmeinung hinaus für sich beanspruchen konnte, war das Ziel, das er sich gesetzt hatte und in dem er sich mit einer Gruppe von Weggenossen fand. Jene völlig zerfahrene und unbefriedigende Situation, wie sie die deutsche Nationalökonomie noch in den 30er Jahren bot, wurde gerade auch durch seine Wirksamkeit rasch überwunden. Dabei kam es ihm nicht auf eine bloße Rezeption, sondern eine kritisch-fruchtbare Fortentwicklung an, und an ihr hat er maßgeblich mitgewirkt.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz. Hervorgehoben seien im besonderen seine Arbeiten zur Konjunktur- und Wachstumstheorie, wobei er der letzteren weniger Aussagemöglichkeiten zutraute, als so manche anderen. Daneben steht das weite Gebiet der Verteilungstheorie, in welchem Zusammenhänge die störende Bedeutung der Machtstellung des in relativ wenigen

Händen konzentrierten Kapitaleigentums (namentlich im Bereiche der Industrie) hervorgehoben wird. Und hieran knüpfen sich dann für Preiser eine Reihe von wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Forderungen, die in immer erneuten Varianten zu wiederholen er nicht müde wird. Es geht ihm um dasselbe, was auch Oppenheimer (und andere) immer wieder bewegte: um einen selbständigen Weg zwischen dem alten Liberalismus und seiner freien Marktwirtschaft sowie dem alten Marxismus, also jenen Antworten, die das 19. Jahrhundert gefunden hatte. Mit Sorge erfüllte es ihn, daß die Entwicklung der sozialen Marktwirtschaft als proklamierter dritter Weg so mühselig-zögernd beschritten und verfolgt wurde. Seine in fünf Auflagen erschienene Schrift „Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung“ ist die dafür wohl überzeugendste Dokumentation. Hingewiesen sei schließlich noch auf den Problemkreis, der durch die Überschrift „Sparen und Investieren“ gekennzeichnet ist; die strenge Unterscheidung zwischen ex ante- und ex post-Betrachtung, die Klärung der Zusammenhänge zwischen Kapitalbildung, Investitionsneigungen, Kreditgebaren von Kreditnehmern und -gebern und andere damit zusammenhängende Fragen stehen hier im Zentrum der Betrachtung.

Alle, die ihn kannten, werden aber bei aller Hochachtung vor seinen Leistungen als Forscher und Lehrer nicht zuletzt den Menschen Erich Preiser in Erinnerung behalten. Seine klugen, forschend und doch warm-menschlich blickenden Augen; sein Charme, den er ausstrahlte und der es ihm ermöglichte, ironisch, ja sarkastisch zu werden, ohne doch zu verletzen; seine Fähigkeit anzuhören, was der Gesprächspartner sagte; sein Talent, mit einem scharfgeschliffenen Wort das Entscheidende zu sagen; seine Gabe, in schwierigen, ja festgefahrenen Situationen das erlösende und oft genug auch das versöhnende Wort zu sprechen; und nicht zuletzt die Tapferkeit und Willensstärke, mit denen er einem oft kränkelnden, anfälligen Körper höchste geistige Leistungen abzwang, – das alles gehört zu dem Bilde dieses bedeutenden Gelehrten.

Friedrich Lütge